

dtv

Josef Urban will nichts als davon. Da kommt ihm das Auto, an dem der Schlüssel steckt, durchaus gelegen. Allerdings muß er bald bemerken, daß auf dem Rücksitz ein Mädchen schläft. Als sie aufwacht, fordert er sie auf auszusteigen, aber sie will nicht. Maria ist Schülerin und die Geliebte des Religionslehrers, dem das Auto gehört, außerdem ist sie schwanger. Mit dem Bestohlenen hat sie wenig Mitleid. Urbans Fluchtversuch hingegen kann sie etwas abgewinnen. Die Grenze ist näher, als man glaubt, unversehens sind die beiden in Italien. Josef findet immer mehr Gefallen an der Fahrt und seiner jungen Begleiterin.

Peter Henisch erzählt die Geschichte einer unerwarteten Begegnung, einer aus Zufall entstandenen Zweckgemeinschaft, die für den männlichen Part zur Obsession wird. Ein Roadmovie, das sich kreuz und quer durch die Literaturlandschaft bewegt und doch mit tragikomischer Konsequenz auf sein Ziel zusteuert: dem Finale vor dem Fresko der Madonna del Parto, der schwangeren Madonna.

*Peter Henisch*, geboren 1943 in Wien. Studium der Germanistik, Philosophie, Geschichte und Psychologie. Mitbegründer der Zeitschrift ›Wespennest‹ und der Musikgruppe ›Wiener Fleisch und Blut‹. Zahlreiche Buchpublikationen u. a. ›Die kleine Figur meines Vaters‹ (1975/2003), ›Vom Wunsch, Indianer zu werden‹ (1994), ›Morrisons Versteck‹ (1991/2001), ›Schwarzer Peter‹ (2000). Peter Henisch wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Rauriser Sonderpreis für Literatur und dem Anton-Wildgans-Preis. ›Die schwangere Madonna‹ wurde 2005 für den Deutschen Buchpreis nominiert. 2007 veröffentlichte Peter Henisch den Roman ›Eine sehr kleine Frau‹.

Peter Henisch

# Die schwangere Madonna

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Peter Henisch sind  
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Morrisons Versteck (12918)  
Die kleine Figur meines Vaters (13673)

Ungekürzte Ausgabe

September 2007

3. Auflage November 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2005 Residenz Verlag im Niederösterreichischen Pressehaus

Druck- und Verlagsgesellschaft mbH St. Pölten – Salzburg

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung

eines Details des Freskos ›Madonna del Parto‹ (c. 1476)

von Piero della Francesca

(Photo SCALA, Florence/Monterchi, Museum)

und eines Fotos von plainpicture/Johner

Druck & Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13591-7

Ich sehe dich in tausend Bildern  
Maria, lieblich ausgedrückt,  
Doch keins von allen kann dich schildern,  
Wie meine Seele dich erblickt

...

*Novalis*

...

A broom is drearily sweeping  
Up the broken pieces of yesterdays life  
Somewhere a queen is weeping  
Somewhere a king has no wife  
And the wind cries "Mary"

*Jimi Hendrix*

Für Alfred Koch,  
ohne den Maria und Josef nicht nach Monterchi  
kämen.







**erster  
teil**



Ein Attentat auf die Madonna habe ich nie vorgehabt. Ausgerechnet mir eine solche Absicht zu unterstellen ist absurd. Entschuldigen Sie, Commissario, ich will Ihnen und Ihren Kollegen gegenüber nicht respektlos sein. Aber mit diesem Verdacht sind Sie auf dem Holzweg.

Es stimmt, daß ich es verabsäumt habe, den Ausstellungsraum rechtzeitig zu verlassen. Daß ich also eine Nacht mit der Madonna verbracht habe. Vorsätzlich? – Nein. So würde ich das nicht nennen. Es hat sich ergeben. In gewisser Hinsicht war es ein Ergebnis.

Ich habe das schon bei den Einvernahmen zu klären versucht. Aber man hat mir nie richtig zugehört. Alle waren so fürchterlich aufgeregte. Angefangen von dem Nachtwächter, der mich entdeckt hat.

Und erst die Carabinieri. Du lieber Himmel! Wie sie aufgetreten sind mit ihren kugelsicheren Westen! Wie sie mich in Schach gehalten haben mit ihren Maschinenpistolen! Natürlich hat mich diese Aufregung angesteckt.

Vielleicht habe ich allerdings nicht alles richtig verstanden. Oder ich habe mich nicht in allen Details verständlich machen können. Zwar hat sich in den fünf Wochen, die ich nun in Ihrem Land verbringe, mein Italienisch um einiges verbessert. Aber, so leid es mir tut, perfekt ist es noch lang nicht.

Ich will also alles in meiner eigenen Sprache aufschreiben. Im Vertrauen darauf, daß Sie es sorgfältig

übersetzen lassen. Daß Sie meinem Wunsch nach Papier und Filzstiften nachgekommen sind, deute ich als Schritt zur Verständigung. Oder brauchen Sie nur Schriftproben für den Graphologen?

Wie dem auch sei, ich will die Gelegenheit nutzen. Die Chance, mir Verschiedenes von der Seele zu schreiben. Die Ruhe dieser fast klösterlichen Zelle. – Wo sind wir überhaupt, Commissario, wohin hat man mich gebracht? – Tut mir leid, ich bin nicht der große Fang, für den Sie mich halten. Mit den Delikten, die Sie mir anhängen wollen, kann ich nicht dienen. Aber wer weiß, vielleicht finden sich ein paar andere. Ich will versuchen, mich möglichst genau zu erinnern.

Also von Anfang an ... Bloß: Wo ist der Anfang?

Wenn ich berichten will, wie ich das Auto entwendet und das Mädchen entführt habe ... Wenn ich detailliert festhalten will, was seither alles geschehen ist ... Kann ich da einfach mit der Szene auf dem Schulparkplatz beginnen?

Nein, kann ich nicht. Alles hat sich schon früher angebahnt.

Jahre oder Monate früher. Zumindest Wochen früher.

Im übrigen habe ich das Mädchen gar nicht entführt.

Ich habe sie wiederholt gefragt, ob sie aussteigen will.

Vielleicht sollte ich mit meinem Besuch im Pflegeheim beginnen. Wahrscheinlich hätte ich das Feature über die Alzheimerpatienten nie machen dürfen. Ich war Rundfunkmitarbeiter, Commissario, Mitarbeiter der Feature-Redaktion des Hörfunks. Ein Feature – ich weiß nicht, ob man dieses englische Wort auch hierzulande in diesem Sinn gebraucht – also ein Feature ist ein Hörbild.

Ich war freier Mitarbeiter, ich lieferte Beiträge aus kulturell und sozial interessanten Bereichen. Jedenfalls kamen sie mir und, wie ich jahrelang den Eindruck hatte, auch einigen anderen interessant vor. Kollegen respektierten mich, Hörer schrieben zustimmende Briefe, Jäger, der Chef der Abteilung, lud mich sogar manchmal zum Essen ein. Nicht einfach in die Kantine, sondern zum Griechen, wo man nicht nur gut essen und trinken, sondern auch recht entspannt plaudern konnte.

Frei *schwebender* Mitarbeiter – so nannte ich mich manchmal im Scherz. Im Rahmen des Sparprogramms, das die neue Regierung auf Gedeih und Verderb durchzuziehen entschlossen war, hatte die Intendanz die Absicht, solche wie mich auf den Boden der Realität herunterzuholen. Die einen würde man ganz oder teilweise anstellen, von den anderen würde man sich leider trennen müssen. Was bevorstand, war so etwas wie die Scheidung der Böcke von den Schafen – biblische Assoziationen wie diese hängen nicht zuletzt damit zusammen, daß ich auf dem Schulparkplatz ins Auto des *Religionslehrers* gestiegen und geraume Zeit damit gefahren bin.

Ein Auto, an dessen Tür der Schlüssel steckte. Wie der Zufall so spielt. Aber vielleicht war das alles kein

Zufall. Jedenfalls habe ich damals natürlich nicht gewußt, in wessen Auto ich steige. Mein Sohn, den ich von der Schule abholen wollte, ist auf Wunsch seiner Mutter vom Religionsunterricht abgemeldet, der Religionslehrer war mir also weder vom Hörensagen noch persönlich bekannt.

Alles der Reihe nach – ich will versuchen, System ins Chaos zu bringen. Mein Besuch im Altenheim also, im *Alzheimerheim*. Natürlich heißt es nicht offiziell so, aber der Zustand der meisten Patienten dort entspricht diesem Krankheitsbild. Dem Bild, das man sich von dieser Krankheit macht – unscharf genug, aber beunruhigend.

Darüber wollte ich ein Hörbild machen, vielleicht keine so gute Idee. Für einen wie mich, den ohnehin gewisse Ängste plagten. Ich ließ mir nichts anmerken, versuchte, dem mehr oder minder ausgeglichenen Menschen zu ähneln, der ich einmal gewesen war. Doch eine gewisse zunehmende Zerstreutheit, eine nach und nach irritierende Vergeßlichkeit machte mir zu schaffen.

Zu Hause verbrachte ich immer mehr Zeit damit, Gegenstände des täglichen Gebrauchs zu suchen, die ich verlegt hatte. Im Rundfunk traf ich immer häufiger Leute, die mich auf etwas Gemeinsames ansprachen, an das ich mich nicht erinnerte. Häufig erinnerte ich mich nicht einmal an die Personen. Manchmal kamen sie mir zwar bekannt vor, aber nur selten und dann meist mit Verzögerung fielen mir die Namen ein.

Sicher hatte das auch mit Streß zu tun – die Reform und das zuvor erwähnte Ausleseverfahren hing über unseren Häuptern. Mit Streß und Überarbeitung – man mußte zusehen, daß man sich qualifizierte. Bevor ich die Alzheimergeschichte anpackte, hatte ich drei Sendungen in einem Zeitraum geschafft, in dem ich

sonst eine machte. Ich hatte fast pausenlos gearbeitet. Ich hatte wenig geschlafen.

Und dann eben dies: das Pflegeheim und die Interviews. Die Angehörigen berichteten über Symptome, die ich von mir selbst zu kennen glaubte. Die Patienten waren nur zum Teil ansprechbar, manche waren schon völlig jenseits einer Grenze, die mich ebenso erschreckte wie faszinierte. Diese Faszination will ich nicht leugnen – hätte ich sie nicht von vornherein empfunden, so hätte ich die Alzheimersendung gar nicht vorgeschlagen.

Ab und zu kamen die Patienten aber kurz von jenseits der Grenze zurück. Dann gaben sie überraschende Sätze von sich. Diese Sätze oder *Satzfragmente* klangen manchmal komisch, manchmal tragisch, manchmal surreal, manchmal jedoch wie grelle Erkenntnisblitze. Einige davon nahm ich auf – von dem, der mich am meisten beschäftigen sollte, wurde mir allerdings nur erzählt.

Ein älterer Herr, selbst Arzt, allerdings nicht für Psychiatrie, sondern für innere Medizin, hatte seine Frau, die seit Jahren an Alzheimer litt, mit dem Auto spazierengefahren. Dabei gewesen sei eine Betreuerin sowie die Tochter der Kranken, die sich zu einem Interview bereit erklärte. Wer ist der größte Feind des Menschen? habe der Vater angesichts des riskanten Überholmanövers eines anscheinend Betrunkenen rhetorisch gefragt (er war engagiertes Mitglied einer Abstinenzlervereinigung und erwartete die Antwort: der Alkohol). Bevor aber die Tochter oder die Betreuerin in diesem Sinne bestätigend antworten konnten, habe die ihr bewußtes Leben lang schwer katholische Mutter geantwortet: Gott!

Gott der größte Feind des Menschen – dieser Satz und die kuriose Situation, in der er gesprochen wor-

den war, ging mir nicht aus dem Kopf. Beim Überspielen der Interviews, beim Abhören und Schneiden der Bänder, beim Notieren der Moderation kam er mir immer wieder in den Sinn. Ich konnte mich dieses Satzes nicht erwehren. Beim Notieren anderer Sätze erwies er sich als ausgesprochen störend.

Dieser Satz hatte was. Vielleicht, dachte ich, sollte ich ihn als Titel für die Sendung verwenden. Ich tippte ihn eine Seite lang immer wieder. Vielleicht ein Versuch, ihn zu bannen. Der Versuch mißlang. Auf den Befehl, die Seite auszudrucken, lieferte mir der Drucker nichts als Hieroglyphen.

Das kam allerdings öfter vor. Ich hatte manchmal Probleme mit den Geräten. Lang hatte es gedauert, bis ich mich von der Schreibmaschine, auf der ich seit meiner Studentenzeit zu tippen gewohnt war, auf den PC umstellte. Mit dem Schneiden am Computer konnte ich mich überhaupt nicht anfreunden. Es war mir nach wie vor lieber, Kassetten auf meine alte Tonbandmaschine zu überspielen und auf klassische Weise mit Schere und Klebebändern zu arbeiten. Beim Rundfunk war das belächelt, aber bislang toleriert worden. Wenn ich mir diese Arbeit zu Hause antat, statt einen Platz in der Redaktion zu blockieren, hatte das, ökonomisch betrachtet, sogar Vorteile. Nicht für mich, aber das war meine Sache. Ich hatte halt eine gewisse Disposition zum Anachronisten.

Zum Anachronisten wohlgermerkt, nicht zum *Anarchisten*.

Entschuldigen Sie, Commissario, aber Ihr Verdacht ist zum Lachen.

Oder zum Weinen. Aber das können Sie noch nicht verstehen.

Nicht bevor Sie begreifen, was für ein Verhältnis ich zu dieser Madonna habe.



Im Ernst – mit Ihren Anarchisten, wie immer sie sich nennen, lasse ich mich nicht in Verbindung bringen. Mit diesen Leuten habe ich nichts zu tun. Eine gewisse Tendenz zum Anachronismus hingegen kann ich nicht leugnen. Sehen Sie, ich habe ja nicht einmal einen Führerschein.

### 3

Ich habe zwei Anläufe genommen, die Fahrprüfung zu machen. Den ersten, wie es sich gehört, gleich nach der Matura, als mir mein Vater einreden wollte, daß der Besitz eines Führerscheins mindestens ebenso zum Erwachsensein gehöre wie der eines Reifezeugnisses. Den zweiten Anlauf nahm ich zehn Jahre später. Meine Frau, die einen Citroen 2 CV, eine sogenannte Ente, in unsere mehr oder minder alternative Ehe mitbrachte, hätte es praktisch gefunden, wenn auch ich hätte fahren können.

Das erste Mal hatte ich, ohne besonderes Interesse an der Materie, durchaus genug Theorie- und Praxisstunden hinter mich gebracht, um zu den Prüfungen anzutreten, meldete mich dementsprechend auch an, ging aber nicht hin. Das zweite Mal, nun doch schon deutlich älter als das Gros der Kursteilnehmer, empfand ich, was die Theoriestunden betraf, eine simple Abneigung gegen die Schulsituation, in der Praxis aber einen von Lektion zu Lektion wachsenden Widerstand gegen die angemaßte Autorität des Fahrlehrers. Die Theorieprüfung bestand ich schlecht und recht, bei der Demonstration meiner praktischen Fähigkeiten aber entlud sich die während all der Fahrten an der Seite dieses Fachidioten aufgeladene Spannung, indem ich ihm meine Meinung sagte. Das war mir ein

Bedürfnis. Das Autofahren hingegen war mir im Grund genommen keines.

Klingt komisch für einen, werden Sie vielleicht denken, der ein paar tausend Kilometer in einem gestohlenen Auto gefahren ist. Aber sehen Sie, das war etwas ganz anderes. Dort auf dem Parkplatz. Als ich den Schlüssel an der Tür des grünen VW Golf stecken gesehen habe ... Der Schlüssel. Der Zündschlüssel. Die Zündung. Der zündende Funke.

Geduld. Ich muß noch von der Fertigstellung der Sendung erzählen. Meiner *letzten* Sendung. Der über die Alzheimerpatienten. Das war zwei Tage, bevor der Funke sprang. Schneidend und klebend hatte ich bis zum letzten Moment gearbeitet. Ich hatte mich um den letzten aller für die Sendung in Frage kommenden Studiotermine bemüht. Ich fuhr mit dem Taxi, aber ich kam trotzdem nicht ganz zurecht. Es war später Abend. Den Techniker und die Moderationssprecherin kannte ich seit Jahren. Als ich das Studio betrat, ließen sie sich nicht viel von dieser langjährigen Bekanntschaft anmerken. Entschuldigung, sagte ich. Meine Verspätung betrug ungefähr eine halbe Stunde. Ein Stau, sagte ich. Die Moderationssprecherin nahm wortlos mein Manuskript und verfügte sich in die Sprecherkabine. Der Techniker sah mich mit hängenden Augen an und legte mein Zuspielband auf den Teller. Für Feinheiten, die ich noch herausarbeiten wollte, besondere Betonungen, subtile Übergänge, hatten sie um diese Zeit wenig Sinn.

Zehn Minuten vor Mitternacht hatten die beiden endgültig genug von mir. Sie packten ganz einfach ihre Sachen zusammen. Das Sendeband war sieben Minuten zu lang. Die mußte ich halt in meinem Zimmer herauschneiden.

Von einem *Zimmer* zu schreiben ist übrigens eine

beschönigende Übertreibung. Bei dem Raum, in den ich ein halbes Jahr vorher zu übersiedeln genötigt worden war, handelte es sich eher um eine Kammer. Aber das war die neue Ökonomie. Kaum daß ein winziger Schreibtisch darin Platz fand – das Tonbandgerät, noch älter als jenes, das ich zu Hause hatte, wirkte darauf monströs. Bänder und Manuskripte konnte man dort nur auf den Boden legen. Zwischen den aus diesen Bändern und Manuskripten aufgetürmten Stößen blieb bloß ein schmaler Pfad. Auf dem Schreibtisch stand neben dem Tonbandgerät nur noch ein Foto meines Sohnes in einem Wechselrahmen, kein sehr aktuelles Foto, sondern eines aus der Phase, in der er noch lieb gewesen war. Das Foto meiner Frau hatte ich nach meiner Übersiedlung gar nicht mehr aufgestellt.

Den mitternächtlichen Weg vom Studio zu diesem Raum habe ich im Geist immer wieder zurückgelegt. Mit den Bändern unterm Arm gehe ich den schmalen Korridor bis zum Hauptgang. Vor mir noch der Techniker – von der Sprecherin ist nichts mehr zu sehen, aber ich höre noch das sich rasch entfernende Klappern ihrer Absätze auf dem Fliesenboden. Die Deckenbeleuchtung ist auf die Hälfte ihrer Tagesleistung reduziert und flackert trüb.

Ich muß kurz auf die Toilette – wohin lege ich, bevor ich mich an die Pißmuschel stelle, die Bänder? Auf's Fensterbrett? Auf den Boden? An den hinteren Rand des Waschbeckens? Am Waschbecken halte ich jedenfalls noch die Hände unter den ärgerlichen Wasserhahn. Früher hat man einfach das Wasser aufgedreht, jetzt muß man einen Laserstrahl dazu bringen, einen wahrzunehmen. Natürlich funktioniert der Laserstrahl nicht, das grüne Auge ist anscheinend verschmutzt. Vielleicht ist es auch nach Mitternacht einfach ge-

schlossen – angesichts der neurotischen Spargesinnung, von der auf die Dauer alle Bereiche erfaßt werden, ist der Gedanke gar nicht abwegig. Ich gehe weiter, ohne mir die Hände gewaschen zu haben. Habe ich die Tonbänder noch dabei oder nicht?

Wahrscheinlich lege ich sie links oben auf den Kaffeeautomaten, bevor ich die Münze einwerfe und warte, bis rechts unten der heiße Mokka in den Pappbecher rinnt. Wenn ich mir vorstelle, wie ich dann stehe und die bittere Flüssigkeit in mich hineinrinnen lasse, sehe ich sie jedoch nicht vor mir. Allerdings sehe ich in dieser Situation gar nichts vor mir, ich starre nur vor mich hin. Ich fühle mich ausgelaugt und müde. Hoffentlich wird mir das Koffein helfen.

Anschließend gehe ich den Hauptgang weiter bis zum Zentrallift. Der Zentrallift ist nahe beim Ausgang – guten Abend, sage ich zum Portier. Habe ich Tonbänder unter dem Arm gehabt, als ich an Ihnen vorbeigekommen bin? werde ich ihn ein paar Minuten später atemlos fragen – statt mit dem Lift zu fahren, der weiß der Teufel von wem zu nachtschlafender Zeit blockiert ist, bin ich die Treppe hinuntergehetzt. Doch, ich glaub schon, daß Sie etwas unter dem Arm gehabt haben, wird der Portier antworten, aber selbst, wenn er mit mir spricht, löst er seinen Blick kaum vom Fernseher – im Spätprogramm läuft die Serie *The Invisible Man*.

Im Lift kann ich die Bänder nicht abgelegt haben, auch auf der Strecke zwischen dem Liftausstieg im zweiten Stock und meinem Zimmer gibt es dazu keine Gelegenheit. Erst unmittelbar neben der Tür zu meinem Rattenloch steht ein alter Sessel, der mir drinnen im Weg war. Es ist wohl richtiger zu schreiben, er *stand* dort, man hat ihn inzwischen gewiß entsorgt. Daß ich die Bänder während des Aufsperrrens auf diesen Sessel deponiert habe, mag schon sein.